

Wolle und die Jugend

Was ist in Thierses Erziehung falsch gelaufen?

Irgendwie ist die Luft raus bei den beiden. Hatte der gute Thierse einst noch – kurz vor, während und etwas nach 89 – das Ungestüm der Jugend befeuert, immer kritisch sein, nie angepasst, nicht bloß denken, was von oben kommt, scheint er heute längst vom Dampf gefallen. Als alter weißer Mann wolle Wolle sich nicht in die Ecke stellen lassen, schrieb er vor drei Jahren etwas umwegig nieder.

Fast kann man ihn verstehen. Die Gen Z ist wirklich verlottert, wie eine Generation bloß sein kann. Selfcare geht diesen Grashüpfern über alles, die nicht verstehen, dass auch sie was abzuliefern haben und es nie nur darum geht, was sie denn hier geboten kriegen. Sie schaffen, dir ins Gesicht zu sagen, ihr Bedürfnis habe absolute Priorität, und zugleich gekränkt zu sein, wenn das Gegenüber ihr Bedürfnis nicht ebenfalls nach oben setzt. Das Leben allerdings hat noch jede Generation irgendwann irgendwie hinbekommen. Der alte Mann allein steht am Rande und versteht das Leben nicht mehr, er mag Nuhr oder Gottschalk, Sloterdijk oder eben Thierse heißen.

Nun hat der Adoleszenzkritiker erneut zugeschlagen. Mit Blick auf die hohen Zustimmungswerte der AfD bei jungen Erwachsenen in den östlichen Bundesländern verriet Thierse dem *Tagesspiegel*: »Was ist in der Erziehung in Elternhäusern und Schulen schiefgelaufen? Die politische Bildung und die Aufklärung, wie Demokratie funktioniert, hat hier versagt.«

Aufgemerkt nun also, rief Professor Unrat jetzt von der Seite. Dem Mann, dem die oberlehrerhafte Gängelei der DDR-Gesellschaft eigenen Angaben zufolge ein Graus war, kann der Staatsbürgerkundeunterricht heute gar nicht lang genug dauern. Am liebsten sähe er ihn noch auf den Abendbrotisch ausgelehnt. Die AfD-Jugend von heute ist einfach nicht intensiv genug indoktriniert worden. Dass die Hinwendung junger Ostdeutscher zur AfD möglicherweise etwas mit dem Aufwachen in entsiedelten, deindustrialisierten, infrastrukturell und kulturell kahlgeschorenen Landstrichen zu tun haben könnte, Oasen der Hoffnungslosigkeit, an denen der real existierende Kapitalismus in den letzten drei Jahrzehnten akribisch gebaut hat, kommt Thierse nicht in den Sinn. Das passt ja auch nicht ins geläufige Muster, demnach die höhere Zustimmung der AfD im Osten ein ideologisch-psychologisches Erbe der DDR und nicht etwa Ausdruck sozial-kultureller Gegenwärtverhältnisse sei. Ob der Umstand, dass Thierse das alles für ein Erziehungsproblem hält, selbst ein Erziehungsproblem ist? Man sollte sich dringend mal mit seinen Eltern unterhalten. **Felix Bartels**

Der Verlag setzt den Buchtitel auf dem Cover so: »Der *ent_mündigte Lese:r« Diese ironische Volte zeigt von vornherein, was die Autorin Melanie Möller von gewissen Arten der Sprachplanung hält. Sie hält nichts von Erziehungsversuchen mittels künstlicher, witzloser, kaum sprechbarer Eingriffe ins Schriftbild. Darin stimmt die Berliner Altphilologin überein mit vielen Menschen, die wissen, dass das grammatisch »männliche« Maskulinum als ein neutrales Schubfach, ein Generikum (so z. B. »der« Säugling, der Fan, der Gast, der Mensch) nicht auf ein biologisches Geschlecht verweist. Schließlich spürt, fühlt und weiß jeder, dass hier von Personen unabhängig vom natürlichen Sexus gesprochen wird. Alle Finnen lieben die Sauna, Schweden lieben ihren König, jeder, der hilft, ist willkommen – sind da nur die Männer gemeint? »In meinem Buch gibt es jedenfalls keine Auslassungsstriche und keine Sterne, (...) den Rest überlasse ich den mündigen Lesern«, bestimmt die Autorin.

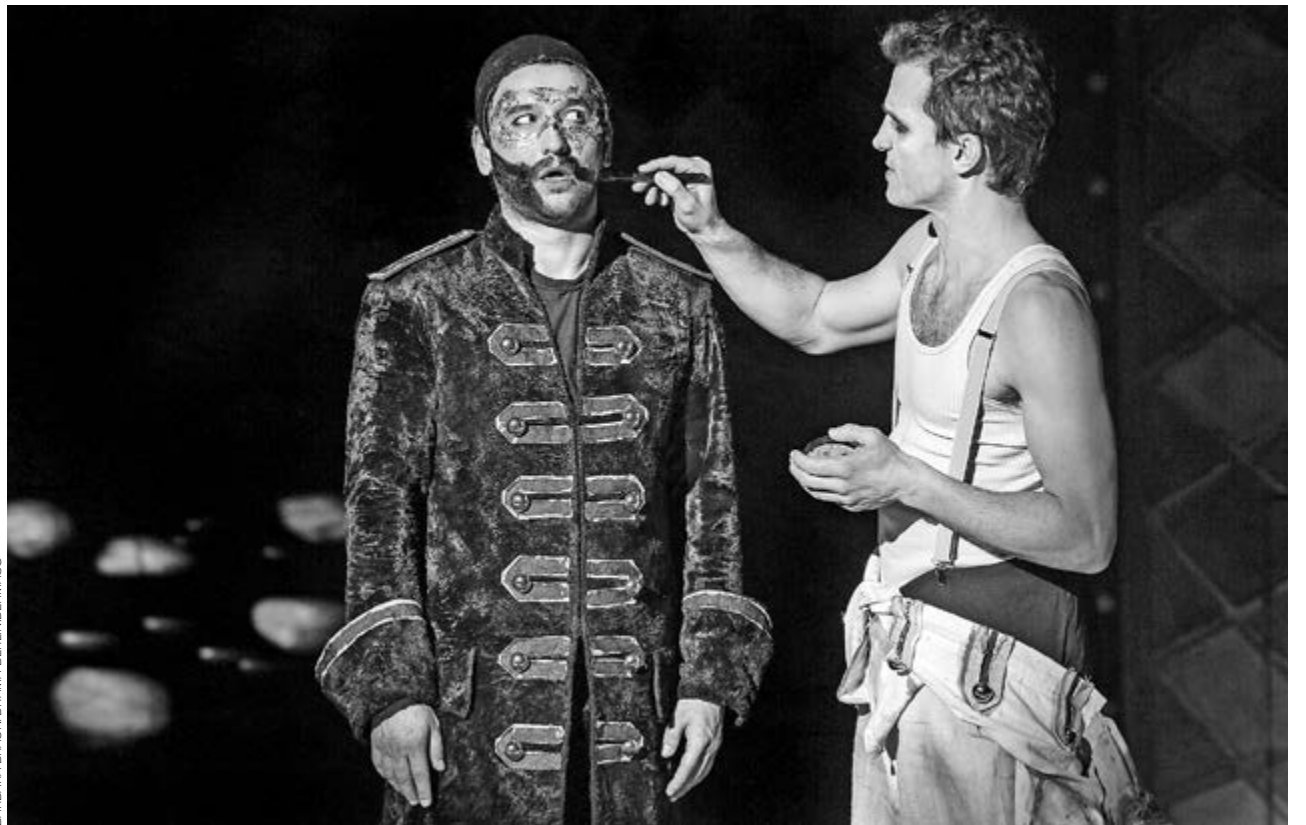
Sie liebt Homers Ilias und klassische Dramen und kann es partout nicht leiden, wenn selbsternannte Wächter Leserbefindlichkeiten beurteilen und sich an überlieferten Texten vergreifen, wenn sogenannte Triggerwarnungen den Leser auf Verstörendes schonend vorbereiten wollen, wenn Gleichstellungsbeauftragte öffentlicher Einrichtungen neue Sprachregeln verordnen. Ganz zu schweigen von Lektüerverboten. Für all das gibt sie Beispiele, gegen all das wettet sie, in Verteidigung der Kunstautonomie.

Das erste Problem ist freilich der Begriff des mündigen Lesers. In Möllers Literaturzitat gibt es krasse Brutalitäten, »reichlich provozierendes Material für Zartbesaitete«, sagt sie. Ist das Schulkind ebenso mündig wie der lesende Akademiker? Sicher nicht. Ist das Schulkind völlig frei zu entscheiden, was es liest? Keinesfalls. Die Zensur und auch der sensible Sprachgebrauch könnten also doch eine Berechtigung haben, was Möller generös übergeht. Sie meint mit Nachdruck, die Autonomie der Kunst verbiete jedes moralische Urteil über deren Inhalte. Darum dürfe bei Goethe sein künstlerischer, manch einer Frau gegenüber gemeiner Egoismus nicht gegen sein Werk ins Feld geführt werden.

Ein Sohn, ein Haus, ein Baum. Statt des Baums lieber einen Pool, es wird schließlich immer wärmer. Die Häuser teurer, selbst Besserverdiener müssen bauen, wo die letzte Bahn vor 30 Jahren fuhr. Macht nichts, Schnellstraße, zwei Autos, gern SUV, die Zeiten sind wild.

Urlaub in Hurghada, wo die Sonne noch heißer brennt und der Pool größer ist. Da kommt man nicht mit dem Fahrrad hin, aber am Klima sind es die Chinesen schuld und die Urlaubsflüge fallen gar nicht mehr auf, wenn das Climate Engineering greift. Wenn täglich 6.700 Flugzeuge Schwefeldioxid in der Stratosphäre verteilen, könnte die Erd Erwärmung um ein Grad Celsius gesenkt werden. Nachteil: Milchiges Obendrücker statt glücklichmachendem Himmelblau. »Blue skies smiling at me« – Irving Berlins berühmter Song wird zur verblissenden Erinnerung der Alten.

Mit dem Jazz-Klassiker eröffnet Merlin Sandmeyer als RJ, Schlangenhändler mit Rockstarattitüde, begleitet von einer Live-Combo den Abend. »Blue days / all of them gone / Nothing but blue skies / from now on.« Angesichts der dystopischen Szenerie auf der Bühne scheint die glückliche Wendung



Welcher Ton trifft? Ein »Mohr« konnte zu Shakespeares Zeit irgendein Moslem sein (Maxim Gorki Theater Berlin, 2016)

Wie schwarz war Othello?

Die Altphilologin verteidigt mit etwas zu viel Verve die Autonomie der Kunst gegen moralisch motivierte Übergriffe. **Von Christian Stappenbeck**

Schlimm sei es, wenn mit der Haltung moralischer Überlegenheit über Werke von Aristophanes, Shakespeare oder Goethe geurteilt werde. Möller zeigt es am Bühnenstück »Othello«, dem schwarzen General, dem »Mohren von Venedig«. Hat nicht der Autor William Shakespeare, indem er das Äußere Othellos mit beleidigenden Worten aus dem Mund seiner Feinde beschrieb, rassistische Klischees bedient? Und dazu kommt neuerdings die Frage: Darf nur ein Schwarzer die Rolle spielen? »Wie tief sollte denn die Schwärze sein, um dem Original möglichst nahe zu kommen?« fragt Möller. Denn Mohr bzw. Maure konnte seinerzeit ein Afrikaner, ein Araber oder ein sonstiger Moslem sein.

Interessant ist die Behandlung von Lindgrens »Pippi Langstrumpf«. Streitpunkt dabei ist vor allem seit längerem Pippis Vater, der »Negerkönig«. Dem Ersatzwort »Südseekönig« haben

offenbar Lindgrens Rechteerben zugestimmt. Nun ja, ein Eingriff in das Original, der im deutschen Sprachraum unwichtig erscheint.

In jedem Kapitel des Buches wird einem klassischen Werk je eine neuere Dichtung gegenübergestellt. Das mag bei Catull und Casanova ganz passend sein – Leitfrage: Wie viel Ich ist im Autor? –, bei Vergil und Heinrich von Kleist schon schwieriger (Fremdherrschaft, Aneignung und Selbstverlust). Die klassische Philologin Möller zeigt, dass Literatur auch zu alten Zeiten schon mit moralischem Anspruch kritisiert, ja sanktioniert wurde. Wegen seiner »Ars amatoria«, der »Liebeskunst«, wurde der arme Ovid in die ödste Provinz des Imperiums verbannt, nach Tomi (heute Constanța, Rumänien). Doch dass die aktuelle Gefahr für alte Texte nicht ganz so groß ist, liest man im Möllerschen Buche gelegentlich. Trotz anstößiger Stellen haben nämlich Euripides und

Annie Ernaux »noch keine größeren Säuberungsbestrebungen ausgelöst«.

Eine alte römische Warnung aus dem 1. Jahrhundert u.Z. zum Schluss. Der Dichter Marcus Valerius Martial – seine Epigramme waren übrigens Vorbild für Schiller und Goethe – schickte der Sammlung seiner Spottgedichte einen Vorspann voraus, an die empfindlichen Langweiler unter den Lesern adressiert. Martial warnt, übersetzt von Möller:

»Die Hände lasse jeder böswillige Interpret von der Harmlosigkeit meiner Scherze, genauso wie er meine Epigramme nicht umschreiben soll. Böseartig handelt, wer an einem fremden Buche sein Talent demonstrieren will. (...) Nicht betrete mein Theater ein Cato, oder – wenn er es betritt – dann soll er auch zuschauen.«

■ Melanie Möller: Der entmündigte Leser. Für die Freiheit der Literatur. Eine Streitschrift. Galiani Berlin, Berlin 2024, 240 Seiten, 24 Euro

Im Ofen

Das Hamburger Thalia-Theater adaptiert T. C. Boyles »Blue Skies«

fragwürdig. Mochtegerninfluencerin Cat (Pauline Rénevier) setzt auf eine Python, lässt sie auf die Schultern gelegt, Statement und hipper Kuscherersatz für den businessreisenden Ehemann. Ihre Mutter Otilie steht ebenfalls auf ungewöhnliche Haustiere, sie züchtet Grillen, Heuschrecken und andere Insekten, die allerdings nicht bekuschelt, sondern als angeblich nachhaltige und gesunde Proteinquelle gebraten, frittiert oder feingemahlen werden.

Christiane von Poelnitz spielt sie mit großer Körperlichkeit und viel Witz. Haarscharf, aber sehr gelungen, am Chargieren vorbei, Ähnlichkeiten mit der Ehefrau (»dusselige Kuh«) von TV-Ekel Alfred vielleicht nicht zufällig. Ihr Alfred heißt Frank, ein meist unauffällig im Hintergrund trinkender T.-C.-Boyle-Lookalike, von Bernd Grawert etwas farblos dargeboten. Dafür darf Johannes

Hegemann als Sohn Cooper, studierter Insektenkundler, so richtig die Sau rauslassen und aus unerfindlichen Gründen einen behandlungsbedürftigen Dreijährigen mit ADHS spielen. Bis ihn eine Zecke beißt und – Stichwort MRSA – von der ganzen Energie nur noch Wut und ein schwarzer Plastikarm übrigbleiben.

»Das Anthropozän lag in den letzten Zügen, und die Welt war wie etwas in einem Ofen, den man vergessen hatte, auszuschalten.« Boyles Erkenntnis, dass wir die letzten Tage der Menschheit erleben, hatte Karl Kraus schon im Ersten Weltkrieg. Dazu musste er den »Living Planet Index« des WWF gar nicht kennen, demzufolge allein seit den 70er Jahren 60 Prozent aller Säugetiere, Vögel, Fische und Reptilien ausgerottet wurden, die »Krefelder Studie« spricht von einem Rückgang von 82 Prozent der flugfähigen Insekten zwischen 1989 und 2016. Geil, bleibt der Scheibenwischer auf der Autobahn endlich aus. Genau – die Gründe haben sich seit Karl Kraus nicht geändert, die Möglichkeiten sind nur gewachsen.

Sicher könnte man über den Todeskampf unseres Planeten eine bitterböse Komödie machen, vielleicht sogar in

der verzweifelten Hoffnung, dass mehr Menschen den Ernst der Lage begreifen. Aber trotz guter Ansätze, aufwendiger und gelungener Ausstattung und einem Topensemble, bleibt das Gefühl, in einer alten »Klimbim«-Folge verloren gegangen zu sein. Stereotype, antiquierte Frauenfiguren: Coopers Freundinnen sind kicherndes Beiwerk, Cat ist doof und geil und lässt sich von RJ nicht nur die Python besorgen, Übermutter Otilie ist »lieb aber dumm«, wie der legendäre TV-Kommissar Erik Ode tatsächlich in einer Folge zu seiner Ehefrau sagen durfte.

»In Dreams«, Roy Orbison 1963, wunderbar vorgetragen vom wunderbaren Merlin Sandmeyer (gerade mit dem Schauspielpreis 2024 ausgezeichnet) während Cat den Tod ihres Babys betrauert, das von Python Willie gefressen wurde – eine der wenigen berührenden Szenen des Stücks. Wäre ein guter Schluss gewesen, die letzte der insgesamt dreieinviertel Stunden war eindeutig zuviel. Hoffnung sieht anders aus als ein Schwarm Monarchfalter oder ein Bienenstock auf dem Dach des Thalia-Theaters. **Eileen Heerdegen**

■ Nächste Vorstellungen: 29. September, 6. und 23. Oktober